

von 842 erwähnt Liutwin nicht. Im Rahmen der Restitution Mettlachs an die Trierer Kirche durch Lothar, der das Kloster an Herzog Wido von Spoleto ausgegeben hatte, ohne die Rechte des Trierer Erzbischofs zu berücksichtigen, werden allerdings die Vorfahren Widos als ursprüngliche Schenkgeber des Klosters an die Trierer Kirche genannt. In dem von der Lothar-Urkunde abhängigen Diplom Karls des Kahlen zum Jahr 884 – das Dokument von angeblich 888 stimmt fast wörtlich damit überein – wird aus der Schenkung der geistlichen Institution durch Widos Familie an die Trierer Kirche eine Übertragung Erzbischof Liutwins, während Wido ohne Erwähnung einer etwaigen verwandtschaftlichen Bindung als Entfremder dieses Kirchengutes erscheint. Das zumindest verderbte Diplom Karls des Großen von 782 für Mettlach geht noch einen Schritt weiter, indem Milo dort als Sohn Bischof Liutwins und zugleich dessen Nachfolger erwähnt wird, der im *episcopium* regiert habe. Fragen werfen weiterhin die in dem Schriftstück genannten Bischöfe Ratbert und Hartham auf, die von Milo als Äbte von Mettlach eingesetzt worden sein sollen; Hartham soll nach Milos Tod ebenso wie dieser zuvor mit Mettlach belehnt worden sein. Schneider hält deren Authentizität für möglich; die Erinnerung an sie wäre dann angesichts der Wirksamkeit des von Hinkmar geschaffenen Milo-Bildes verdrängt worden. In Übereinstimmung mit der älteren Forschung hält Schneider dennoch eine Identität des um die Mitte des 8. Jhs. zweimal gemeinsam mit einem Wido in königlichen Urkunden auftretenden Milo mit dem gleichnamigen „Verwalter“ des Trierer Bischofsguts ebenso für möglich wie beider Abstammung aus dem Geschlecht der Widonen und die Gründung Mettlachs durch Mitglieder der Sippe. Dagegen beruht Schneiders Ansicht nach die Person Liutwins als Gründer von Mettlach und Bischof von Trier insgesamt auf Interpolationen. Er sei, ebenso wie Modoald im Verhältnis zum Kloster Oeren, von Seiten der Trierer Kirche als Gründungsbischof konstruiert worden.

Im Rahmen der vorliegenden Besprechung konnten nur die zentralen Erkenntnisse der umfangreichen

Untersuchungen Schneiders grob skizziert werden. Bemerkenswert ist insbesondere Schneiders Vorgehensweise, die verschiedenen Geschichtsbilder innerhalb der chronologischen Abfolge freizulegen und in ihrem jeweiligen historischen Umfeld zu analysieren. Am Ende stellt sich geradezu zwangsläufig die Frage, was von den beiden im Trierer Bischofskatalog fest verwurzelten Persönlichkeiten Milo und Liutwin bleibt, nachdem die Mehrzahl der überlieferten Nachrichten zu ihnen wohl auf einem in Reims geschaffenen und dann im 11. Jh. in der Auseinandersetzung zwischen dem Trierer Erzstift und der Abtei Mettlach verformten Geschichtskonstrukt beruht. Auch wenn für Milo nur wenige, für Liutwin gar keine schriftlichen Nachweise nach dem Normannensturm des Jahres 882 vorlagen, bedeutet das nicht – wie Schneider zu Recht betont –, dass sämtliche Informationen über die beiden vermeintlichen Trierer Erzbischöfe eines auf mündlicher Tradition gründenden wahren Kerns entbehren. Auch die Erinnerung an Bischof Basin, in den Bischofslisten als Liutwins Vorgänger und in der Historiografie des 11. Jhs. sogar als dessen Onkel genannt, setzt nach einem zeitgenössischen Eintrag erst gegen Ende des 10. Jhs. ein. Schneider stellt nicht grundsätzlich in Abrede, dass Liutwin und Milo Trierer Bischöfe gewesen sein könnten, fehlt doch lediglich der singuläre Beleg für ihre Authentizität, wie er für Basin existiert. Allerdings geht es dem Autor auch nicht darum, ein neues Gesamtbild der Trierer und Reimser Geschichte des 8. Jhs. zu entwerfen, sondern die Konstruktionen verschiedener Einzelbilder vom 9. bis zum 12. Jh. herauszufiltern. Dies ist ihm in instruktiver und nicht minder mitreißender Art und Weise gelungen, die es dem Rezensenten schwerfallen ließen, das Buch zwischenzeitlich einmal zur Seite zu legen. Schneiders Arbeit wird zweifellos nicht nur neue Impulse zur Erforschung der Geschichte des 8. Jhs. in den beiden Metropolitansitzen der *Belgica* bieten, sondern in ihrer Vorgehensweise auch für andere Regionen als Vorbild wirken.

Jörg R. Müller, Trier

Ulrich Back/Thomas Höltken, **Die Baugeschichte des Kölner Domes nach archäologischen Quellen**. Befunde und Funde aus der gotischen Bauzeit. Mit Beiträgen von Dorothea Hochkirchen, Marc Steinmann, Bernd Paffgen und Gunter Quarg. Studien zum Kölner Dom 10 (Verlag Kölner Dom, Köln 2008). 557 S., 13 Beil., 90 Taf., 151 Abb., 1 CD-ROM. ISBN 978-3-922442-56-1. Gebunden, € 110,00.

Die Ausgrabungen unter dem Kölner Dom wurden 1946 begonnen und in unterschiedlicher Intensität bis 1997 fortgesetzt; seitdem widmet man sich vorwiegend der Aufarbeitung des umfangreichen Dokumentations- und Fundmaterials und es finden nur noch kleinere Nachuntersuchungen statt. Bis heute sind etwa zwei Drittel des Inneren sowie fast alle Bereiche des Äußeren archäologisch untersucht. Obwohl zunächst das In-

teresse an den Vorgängerbauten des Domes überwog, ist es dem ersten Ausgräber Otto Doppelfeld zu verdanken, dass gotische Befunde dokumentiert und zugehörige Funde zumindest partiell geborgen wurden. Nach der Publikation der Ergebnisse zu den frühmittelalterlichen Vorgängerbauten (S. Ristow, Die frühen Kirchen unter dem Kölner Dom. Befunde und Funde vom 4. Jahrhundert bis zur Bauzeit des Alten Domes, Studien zum Kölner Dom 9, Köln 2002) folgt nun mit diesem Band die Auswertung der gotischen Befunde und Funde. Die Vorlage derjenigen des Alten Domes ist noch in Bearbeitung. Eine Auswertung von Altgrabungen mit Dokumentationen von sehr unterschiedlicher Qualität ist generell mühsam und die Interpretation nicht immer eindeutig. Bezüglich der Grabungstechnik wurde bei der Domgrabung zwar von Beginn an ein Vorgehen nach stratigrafischen Einheiten angestrebt. Doch erlaubte häufig die räumliche Situation nur ein Abtiefen in künstlichen Horizonten, was die Interpretation der Befunde und die Zuweisung des Fundmaterials erschwert. Es ist daher ein großes Verdienst seitens der Autoren, aus der sehr heterogenen Dokumentation sowie dem vielfach verlagerten Fundmaterial ein kohärentes und nachvollziehbares Bild der Baugeschichte der Fundamentbereiche des Domes entwickelt zu haben.

Die Textkapitel des Buches umfassen zwei Hauptteile: einerseits die Aufarbeitung der archäologischen Befunde durch U. Back, andererseits die Vorlage und Auswertung des Fundmaterials durch Th. Höltken. Hieran schließen sich Untersuchungen zu Bauteilen des provisorischen Westportals an (D. Hochkirchen), die Vorlage der Funde von Tonfiguren und Modellen (M. Steinmann) sowie die der gotischen Fundmünzen (B. Päßgen/G. Quarg). Diesen Textkapiteln folgt ein umfangreicher Dokumentationsteil in Form von Tafeln und Katalogen, der sich auch auf einer dem Band beigelegten CD-ROM befindet.

Der erste Hauptabschnitt von U. Back behandelt „Archäologische Befunde zur Baugeschichte des Kölner Domes. Fundamente und Baustraßen“ (S. 12-113). Anhand einer Interpretation ihrer stratigrafischen Verhältnisse wird ein relativchronologisches Netz der Abfolge der Befunde ermittelt. Dieses wird durch historisch überlieferte oder durch stilistischen Vergleich gewonnene Daten absolutchronologisch verortet. Auf diese Weise wird die Bauabfolge der Fundamentarbeiten sowie ihr logistischer Hintergrund rekonstruiert. Die Beschreibungen werden durch einzelne Profilzeichnungen, Bauaufnahmen und Fotos illustriert und durch ausgewählte Befundbeschreibungen im zugehörigen Katalog ergänzt. In den großen Zügen scheinen die Ergebnisse eindeutig: Die Errichtung der Domfundamente erfolgte wie auch die des aufgehenden Mauerwerks von

Osten nach Westen und gliedert sich mit Chorbau und Langhaus in zwei große aufeinanderfolgende Abschnitte, die jeweils in mehrere Unterabschnitte aufzuteilen sind. Nach der Grundsteinlegung im Jahr 1248, dem Abbruch der Osthälfte des Alten Domes und der Wiederherstellung von dessen Westhälfte wurden die Fundamente des Chores in mehreren Bauabschnitten gelegt; zunächst die der Außenwand, dann die Riegel der Binnenchorschluss- und südlichen Chorpfeiler, ehe provisorische Trennwände das Erdgeschoss des südlichen Chores von der weiteren Baustelle im Norden abtrennten. Nach der Fertigstellung auch der oberen Geschosse wurde der Chor durch eine provisorische Trennwand, die bis 1863 bestand, nach Westen hin abgeschlossen.

Der Weiterbau im Westen erfolgte auf der Südseite. Eine überlieferte Nachricht lässt einen Beginn um 1325 annehmen. Die Abfolge umfasst die Fundamente der westlichen Südquerhauspfeiler, die der südlichen Langhauspfeiler, die südliche Außenwand sowie schließlich den Südturm, dessen Fundamentverfüllung durch eine Münze um 1360 datiert wird. Anschließend scheint man vor allem am Aufgehenden gearbeitet zu haben, bis mit der Aufhängung der Glocken im ersten Südturmgeschoss 1437/38 die Arbeiten im Südwesten des Domes eingestellt wurden. Im Nordwesten befand sich eine Glockengussgrube, deren Verfüllung durch Gusdaten der Glocken (1437/48/49) einen *terminus post quem* für den Beginn der Arbeiten im nördlichen Langhaus darstellt. Da es sich hier um kleinformatige Einzelfundamente ohne sich schneidende Gruben handelt, ist die Bauabfolge nicht mehr eindeutig nachvollziehbar. Wahrscheinlich entstanden die Fundamente der Binnenpfeiler vor denen der nördlichen Außenwand und schließlich dem Nordturm. Ein Steinfund im Füllmauerwerk der nordwestlichen Turmecke könnte ein Indiz für dortige Arbeiten am Aufgehenden um 1460 sein. Letzte nachweisbare Maßnahmen vor Einstellung des mittelalterlichen Dombaus betrafen das Einsetzen der Nordseitenschiffenster zwischen 1507 und 1509 sowie die Errichtung der Kirche St. Maria im Pesch auf den Fundamenten des Nordquerhauses.

Interessante Ergebnisse betreffen Fragen der Entwicklung der Bautechnik in der Anlage der Fundamente von großformatigen Riegel- zu diagonal ausgerichteten kleinformatigen Punktfundamenten. Ebenso Überlegungen zur Organisation und Logistik der Baustelle wie Baustellenzugänge und Nachweise von Hütten- oder Werkplätzen. Mehrere Stränge von „Baustraßen“, die mit Breschen in der römischen Stadtmauer und in der Nordmauer des Alten Domes korrespondieren, konnten nachgewiesen werden. Der Zugang zur Baustelle wird jeweils von Norden von der Trankgasse her vermutet, wo es auch Hinweise auf Hüttenplätze gab.

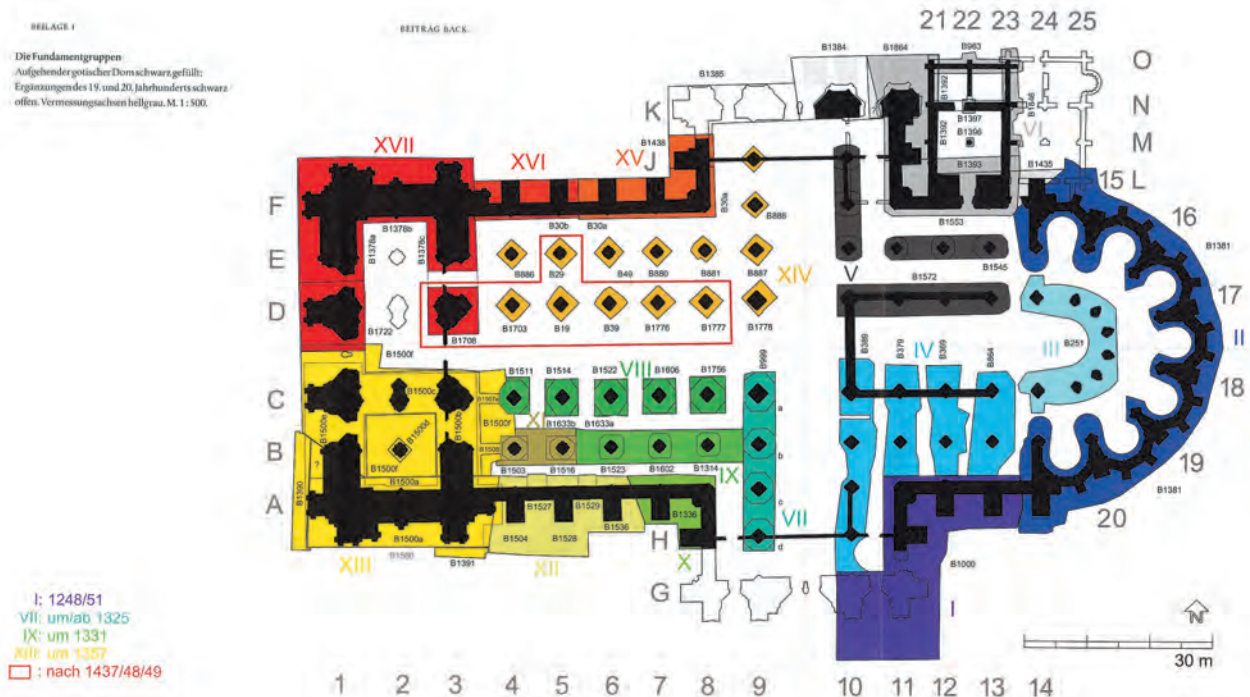
Insgesamt ergibt sich ein stimmiges und weitgehend nachvollziehbares Bild der Abfolge der Baumaßnahmen. Nur in einzelnen Punkten fällt es aufgrund der schwierigen Quellenlage nicht leicht, den Vorschlägen des Autors zu folgen. So überzeugt die postulierte Abfolge der ersten Bauabschnitte am Chorbau (Fundament des östlichen Südquerhauses und der südlichen Chorauswand vor demjenigen des Kapellenkranzes) auf Grundlage einer einzigen Schrägaufnahme von 1969 nicht vollständig, zumal die darüberliegende Fuge im aufgehenden Mauerwerk offensichtlich falsch gedeutet wird (S. 38 Taf. 10) und zumindest im Aufgehenden die Vorzeitigkeit des Kapellenkranzes eindeutig scheint. Schwierig ist auch die Interpretation der vermuteten Abfolge Fertigstellung des Chorbaus – Abbruch des Westteils des Alten Domes – Errichtung der provisorischen Chorabschlusswand (S. 45 f.). Die Zeichnung auf Tafel 11 gibt diesen Bereich nur sehr summarisch wieder und reicht kaum aus, die vermutete Bauabfolge zu belegen, zumal der gleichzeitige Bau von Abschlusswand und westlich vorgelagertem Annenaltar unwahrscheinlich ist. Der Bau der Abschlusswand dürfte daher früher anzusetzen sein, wohl unmittelbar nach der Errichtung der Hochchorgewölbe ab ca. 1310/15 (d), vor dem Einbau des 1308-11 gefertigten Chorgestühls und der Chorweihe 1322. Schließlich hätte man sich noch einen intensiveren Blick auf die Vernetzung zwischen dem Bau der Fundamente und dem aufgehenden Mauerwerk gewünscht, welche Partien gleichzeitig errichtet und in welcher Beziehung zueinander an Fundamenten und Aufgehendem gebaut wurde. So vermisst man den Entwurf eines Gesamtbildes des Bauvorgangs der Dombaustelle – auch wenn dieser über die rein archäologischen Befunde hinausreichen würde.

Hervorragend sind viele, überwiegend farbige Pläne, Tafeln und Beilagen, die die Beschreibungen anschaulich und nachvollziehbar gestalten. Allerdings wäre in den Plänen eine Unterscheidung der freigelegten von den noch unsicheren oder unbekanntenen Partien hilfreich gewesen (z. B. Fundamente der nördlichen Pfeilerreihe des Nordseitenschiffs).

Der zweite Hauptabschnitt von Th. Höltken behandelt das Fundmaterial der Domgrabung: „Das Geschirr der mittelalterlichen Dombauleute. Keramik und andere Funde aus den Schichten der Domgrabung“ (S. 115-207). Die Auswertung verfolgt zwei wesentliche Ziele: Einerseits eine Überprüfung des auf Grundlage der Bau- und archäologischen Befunde sowie historischer Überlieferungen ermittelten chronologischen Datennetzes; andererseits die Vorlage spätmittelalterlichen keramischen Fundmaterials aus stratifizierten Fundkontexten, was ein dringendes Desiderat der rheinischen Keramikforschung darstellt. So bildet Gefäßkeramik bei

weitem den Hauptanteil am Fundmaterial. Daneben finden sich vergleichsweise wenige Funde aus Glas, Metall, Bein, Stein und Baukeramik. In diesem Band wird allerdings nur das Fundmaterial aus dem Westteil der Domgrabung vorgelegt, da das aus dem Chor stammende bereits 2005 von Lutz Jansen im Rahmen einer Dissertation publiziert worden ist: L. Jansen, Die archäologischen Funde und Befunde aus der ‚ersten Bauzeit‘ der gotischen Kathedrale zu Köln (1248 bis 1322). Urn: urn:nbn:de:bvb:473-opus-257, URL: <http://www.opus-bayern.de/uni-bamberg/volltexte/2005/25/>. Eine Kurzzusammenfassung seiner Ergebnisse wäre zur Einführung wünschenswert gewesen. Dank der Nachgrabungen der 1980-90er Jahre im Südwesten des Domes mit den fundreichen Baugruben gibt es besonders für diesen Bereich gut auswertbares Material, während für den Nordwesten aufgrund der kleinerformatigen Baugruben und teilweise fehlender Untersuchungsflächen weniger und in seiner Aussagefähigkeit eingeschränktes Material vorliegt. Die umfassende Auswertung der Keramik wird durch zahlreiche Tabellen, Grafiken und Keramikzeichnungen anschaulich ergänzt. Der Formenbeschreibung und Ermittlung von Gefäßtypen folgt die Beschreibung der Tonwaren. Wie für das späte Mittelalter zu erwarten, besteht die Mehrzahl der Gefäßkeramik aus zunächst noch gemagertem (Fast-, Protosteinzeug) sowie echtem Steinzeug. Daneben liegen ca. 20 % des Gesamtmaterials aus gelber Irdenware vor. Das Gros der Waren stammt aus dem Kölner Umkreis, aus Töpfereien in Siegburg und dem Vorgebirge (Brühl), die zusammen fast 90 % des Gesamtaufkommens der Funde im Westteil des Domes ausmachen. Unter dem übrigen Material überwiegen rheinische Töpfereien. Nach der Untersuchung der Kombinationen von Waren und Formen folgt die Analyse der Keramik nach Bauphasen, wobei nur die eindeutig stratigrafisch zuweisbaren Funde ausgewertet werden. Mittels Seriation wird das Fundmaterial der jeweiligen Phasen nach dem Auftreten gemeinsamer Merkmale sortiert, was besonders bei den fundreichen Phasen im Südwestteil des Domes mit den bauchronologischen Beobachtungen korrespondiert und deren relative Chronologie stützt. Im Nordwestteil sind die Ergebnisse der Seriation aufgrund der engeren Baugruben und verlagertem Material aus den Anschüttungen an die südlichen Pfeiler weniger eindeutig, hier lassen sich nur grobe relative Verhältnisse nachvollziehen.

Hinsichtlich der absoluten Datierung der Bauphasen auf Grundlage der Keramik kommt der Autor zu dem Ergebnis, dass die sich durch Vergleich mit datiertem Material anderer Grabungen ergebenden chronologischen Anhaltspunkte weithin mit dem baugeschichtlichen, auf Beobachtung der Befunde und auf historischen Überlieferungen basierenden Datennetz über-



einstimmen. Von Bedeutung ist das Material der Glockengussgrube, deren Verfüllungszeitpunkt um 1449 einen Fixpunkt für die Keramik des 15. Jahrhunderts darstellt, zumal datierte Vergleichsfunde des 15. Jahrhunderts für die rheinische Keramik selten sind.

Besonders interessant ist die Analyse des Formenspektrums und eine sozialhistorische Auswertung der Keramik. So zeigt der Vergleich mit Fundmaterial aus anderen spätmittelalterlichen Grabungen, dass das eindeutige Übergewicht an Trinkgeschirr (vor allem Krüge) außergewöhnlich und nicht repräsentativ für einen spätmittelalterlichen Fundplatz im Rheinland ist. Es werden überzeugende Rückschlüsse auf das im Kontext der Dombaustelle zur Verwendung gekommene Geschirr gezogen und das Fundgut als „baustellenspezifisch“ bezeichnet. Da das Formenspektrum ebenfalls ungewöhnlich einheitlich ist, wird vermutet, dass das Geschirr von der Dombauhütte zur Verfügung gestellt wurde. Auch für die Domgrabung trifft zu, dass Trinkgeschirr über weitere Strecken heran transportiert wurde, während Kochgeschirr aus lokalen Produktionszentren stammt. Aufgrund des besonders starken Vorkommens Siegburger und Brühler Ware wird angenommen, dass das Erzstift die Ware direkt von den Erzeugern bezogen habe; diesbezüglich wäre ein Vergleich mit anderen Kölner Fundplätzen aufschlussreich.

An die Auswertung der Gefäßkeramik schließt sich die der übrigen Kleinfunde an, die daneben nur einen vergleichsweise kleinen Anteil einnehmen. Bei Glasfunden überwiegen wieder Fragmente von Trinkgefäßen. Besonders interessant ist das Fundmaterial aus Bein: So fand sich in Schichten des 15. Jhs. sogenannter Paternosterabfall (Halbfabrikate aus dem Herstellungsprozess von Gebetsketten) sowie Reste von Brillenherstellung, die auf Werkstattabfall hinweisen. Auffallend ist unter den Metallfunden die geringe Anzahl an Nägeln und Werkzeugen. Daneben fanden sich Näh- und Gewandnadeln, teilweise evtl. ebenfalls Produktionsabfall, sowie Kleidungsaccessoires und Schlüssel. An Keramik (außer Gefäßkeramik) sind zahlreiche Spielkugeln und vor allem Reste von Ofenkacheln und Bodenfliesen zu nennen. Da viele der Kleinfunde unstratifiziert sind, lassen sich hierüber kaum chronologische Überlegungen anstellen. Insgesamt ergibt sich im Gegensatz zur Gefäßkeramik, deren Fundspektrum den Alltag der Dombaustelle zu spiegeln schien, bei den übrigen Kleinfunden ein gänzlich anders Bild: Ein Großteil der Kleinfunde ist als Abfall handwerklicher Betriebe und Verkaufsstände aus der unmittelbaren Domumgebung zu werten, wo Verkaufsplätze und Krambuden ab dem 14. Jh. überliefert sind.

Der Beitrag von D. Hochkirchen „Steinfunde vom provisorischen Westportal. Beobachtungen und Baugeschichte“

schichte“ (S. 209-236) beschäftigt sich mit steinernen Architekturfragmenten. Leider werden – anders als bei den anderen Fundgattungen – nur die Steinfunde des provisorischen Westportals näher besprochen, die übrigen Objekte hingegen nur in einem Katalog behandelt, ohne zusammenfassenden Überblick über das Fundspektrum. Nachdem zuvor mehrfach ältere, verworfene Bauskulpturen erwähnt wurden, die für die Interpretation des Bauverlaufs von Bedeutung sind, hätte man sich deren Besprechung in diesem Beitrag erhofft. Vorgestellt werden Steinfunde des Eingangsportals der bis 1880 bestehenden provisorischen Westwand, die das nur erdgeschossig errichtete Langhaus in der Flucht der Ostseite der unvollendeten Türme abschloss (Teilwiederholung ihrer Publikation „Das provisorische Westportal des gotischen Domes“, Kölner Domblatt 1996, 65-86, in der die Bauteile bereits vorgelegt wurden). Drei der Blöcke weisen Steinmetzzeichen auf, die sich auch auf Gewölberippen der nördlichen Seitenschiffgewölbe finden, was zum Anlass für eine Untersuchung der spätmittelalterlichen Bauphasen des aufgehenden Mauerwerks genommen wird. Leider überschneiden sich diese Untersuchungen offenbar aufgrund der lange währenden Drucklegungsphase mit der 2003 publizierten Arbeit von Jörg Soentgerath (Die Steinmetzzeichen des Kölner Domes II. Kölner Domblatt 2003, 147-180), dessen überzeugende Ergebnisse daher nicht näher diskutiert werden. Aufgrund der Annahme, dass Steinmetzzeichen individuell und nicht vererbbar seien, rekonstruiert sie eine maximal wahrscheinliche Dauer des Arbeitslebens eines Steinmetzen mit in der Regel kaum mehr als 30 Jahren (wobei es bei einem Steinmetz in St. Peter offenbar auch einmal 40-55 Jahre wären). Auf dieser Basis analysiert sie die Verteilung der Steinmetzzeichen und stellt eine neue Chronologie der späten mittelalterlichen Dombauphasen auf: Die nur noch zum Teil ausgeführten Gewölbe der nördlichen Seitenschiffe werden bereits um 1470/75 angesetzt, woraufhin eine längere Unterbrechung bis zum Einsetzen der Fenster 1507-1509 eingetreten sei. Hinter dem selbstbewussten Vortrag der Überlegungen tritt ihr hypothetischer Charakter manchmal zu stark in den Hintergrund. Dies betrifft auch aufgrund von Steinmetzzeichen vermutete personelle Verbindungen zu anderen Bauwerken wie St. Justinus in Frankfurt-Höchst. Da es sich bei diesen Steinmetzzeichen jedoch um häufiger zu findende Exemplare handelt (lateinische Kreuzform mit verschiedenen Schrägstreben), sollten sie, solange keine Hinweise auf eine solche Verbindung in den Quellen zu finden sind, nicht unbedingt zur Datierung der Dombauphasen herangezogen werden.

M. Steinmann legt „Figuren und Model“ der Domgrabung vor (S. 237-248). Sogenannte Pfeifentonfiguren

gelangten im 15. Jh. zu neuer Blüte; die Mehrzahl der aufgefundenen Objekte lässt sich in die Zeit zwischen 1420 und 1460 datieren, besonders viele fanden sich in der Glockengussgrube. Neben Tonmodellen, die wohl auch für Wachs, Marzipan oder Teig zu verwenden waren, fanden sich auch steinerne Model als Gussformen für Metall. Da kaum Fehlstücke vorhanden sind, scheinen die Figuren nicht Werkstatabfall zu sein. Im Wesentlichen handelt es sich um Devotionalien, Pilgerzeichen, Marien-, Jesus- oder Heiligenfiguren. Ein einziges Model mit der Darstellung der Heiligen Drei Könige hat einen konkreten Bezug zu Köln; vielleicht wurden hiermit Pilgerzeichen hergestellt.

Sehr knapp fällt schließlich der Beitrag von B. Päßgen und G. Quarg zu den „Fundmünzen aus dem gotischen Kölner Dom“ aus (S. 249-253). 29 Münzen stammen aus gotisch-spätmittelalterlichen Befunden. Unter denjenigen des späten 13. und 14. Jhs. (Nr. 1-15) fanden sich neben einer Kölner und einer niederrheinischen Prägung überwiegend solche des französisch-wallonisch-niederländischen Raumes. Zu den spätgotischen Münzen der Zeit zwischen 1420 und 1500 (Nr. 16-25) fehlen zusammenfassende Ergebnisse, ebenso Hinweise auf besonders wichtige, außergewöhnliche oder datierende Objekte.

Der Textteil schließt mit einer ausgesprochen guten Zusammenfassung von Th. Höltken (S. 255-260), die alle Ergebnisse knapp, aber differenziert resümiert. Hier werden erstmals auch Resultate von Jansen zu den Chorfunden einbezogen und die einzelnen Untersuchungsergebnisse zusammengeführt.

Es folgen der Tafelteil (90 Tafeln) sowie die Kataloge: ein „Befundkatalog“ (U. Back, S. 363-449) zu den gotischen Befunden sowie im Text erwähnten Befunden anderer Epochen, in dem leider Querverweise auf die aus den Befunden stammenden Funde und die ihnen entsprechenden Fundkomplexe fehlen, was für die Nachvollziehbarkeit der Ergebnisse hilfreich gewesen wäre; ein „Fundkatalog“ (Th. Höltken, S. 451-512), der eine Auswahl an Fundkomplexen vorstellt mit Angaben zu Keramik- und Kleinfunden; sowie schließlich ein (irreführend als solcher bezeichneter) „Katalog ausgewählter Fundkomplexe“ (D. Hochkirchen, S. 513-532), der Steinfunde vorstellt aus Fundkomplexen, zu denen nähere Angaben im vorhergehenden Fundkatalog zu suchen sind (dort fehlt jedoch z. B. gerade der Fundkomplex F 2053, aus dem die Portalgewändesteine stammen). Kataloge der Figuren und Model sowie der Fundmünzen finden sich im Anschluss an die betreffenden Textbeiträge. Ein ausführliches Literaturverzeichnis (S. 533-555) schließt den Band. Auf einer beigefügten CD-ROM sind die Kataloge zu Befunden und Fundkomplexen, Zeichnungen sowie Vermessungsunterlagen verfügbar. Es ist geplant, diese Daten

als Gesamtbefundkatalog künftig auch über das Internet abrufbar zu machen.

Das Buch wendet sich an Insider der Kölner Domforschung, da es ganz auf eine einführende Zusammenfassung des Forschungsstandes zur Vorgängerbebauung und zum gotischen Bestand des aufgehenden Mauerwerks verzichtet. Der Band konzentriert sich auf die umfassende Auswertung der archäologischen Befunde zum gotischen Dom und des (weitgehend) unpublizierten gotischen Fundmaterials. Verdienstvoll ist besonders die Aufarbeitung der Grabungsdokumentation und die Vorlage des keramischen Fundmaterials aus

Hubert Fehr, **Germanen und Romanen im Merowingerreich**. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschehen. Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 68 (Verlag Walter de Gruyter, Berlin 2010). 806 S. ISBN 978-3-11-021460-4. Gebunden, € 129,95.

Der Untertitel von Hubert Fehrs Freiburger Dissertation markiert deren wesentliche Absicht. Historische Tatsachenfeststellung in Abhängigkeit vom jeweiligen wissenschaftlichen und zeitaktuellen, auch gesellschaftlichen Zeitgeist zu betrachten. Dies führt, wie auch bei anderen thematisch und methodisch verwandten Arbeiten des Freiburger Instituts für Vor- und Frühgeschichte, zur Dekonstruktion bzw. Relativierung bisheriger Forschungsansätze auf methodischem und inhaltlichem Gebiet etwa bezüglich Tracht, Bewaffnung sowie Grabformen bezüglich ihrer vornehmlich „ethnizistischen“ Ausdeutung. Gerade in diesen Fragen der ethnischen Interpretation spielen hier nationalstaatliche Vorstellungen und Grundannahmen des 19. Jhs. eine herausragende Rolle; eine Tatsache, die auch in anderen Feldern der historischen Wissenschaft, etwa bezogen auf die Bewertung frühneuzeitlicher Territorialbildungen im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation oder auf die Frage nach der Existenz einer römischen „Staatsreligion“, um die Bandbreite der Forschung andeutungsweise zu skizzieren, zu grundsätzlich neuen Betrachtungsweisen geführt hat. Inwieweit die Alternativen ihrerseits von dezidiert „anationalen“ Denkvoraussetzungen latent oder offen geprägt werden, ist auch im Rahmen der Frühmittelalterforschung jedoch ebenfalls bedenkens- und erkundenswert.

Doch Fehrs Arbeit ist mehr als ein Mitschwimmen auf aktuellen Forschungspositionen bezüglich der Deutungs- und Vorstellungsprägung der jüngeren Historiografie durch das 19. Jh. Wenn die Philosophie von „Forschungsgeschichte“ auch darin liegt, sich nicht nur

dem Westteil des Domes. Insgesamt gelingt eine sehr überzeugende Darstellung des komplexen Ablaufs einer Großbaustelle, mit wegweisenden Erkenntnissen zur Organisation und dem logistischen Hintergrund einer solchen über Jahrhunderte währenden Baumaßnahme. Darüber hinaus macht die Abbildungsqualität und praktische Handhabung mit Planbeilagen die Lektüre besonders erfreulich.

Abbildungsnachweis

Beilage 1 des besprochenen Werkes.

Dorothee Heinzelmann, Köln

in der einfachen Reihung und Nacherzählung zu erschöpfen, sondern Inhalte, vor allem jedoch Argumentationsweisen, was die methodologische Dimension zwingend einbezieht, in zeitlicher Tiefe zu gruppieren und in Beziehungen zueinander zu stellen, so liegt hier ein wesentliches Anliegen des umfangreichen, manchmal vielleicht zu ausführlichen Werkes. Folgerichtig gibt der Autor eine Liste von Begriffsdefinitionen, der Kapitel zur Frage der Möglichkeiten und Berechtigung der ethnografischen Kategorisierung von „Germanen“ und „Romanen“ (S. 21-41), der Problematik eines Epochen Gegensatzes von „Germanen“ und „Romanen“ (S. 42-69), der Bedeutung der Sprachen (S. 70-96), der interdisziplinären Anthropologie (S. 97-125), schließlich das Thema eines zu diskutierenden kulturellen Antagonismus (S. 126-138) vorausgehen. Dieses Unterkapitel der Begriffsdefinition umfasst die Punkte: „ethnographische Begriffsbildung in der Antike“ und „Nationalität, Volkstum, Ethnizität“ (S. 139-149), gefolgt von Ausführungen zum Ethnogenesebegriff (S. 149-161) und dem Thema „Franken und Römer als Kollektivbezeichnungen im Merowingerreich“ (S. 161-173). Diese Subkapitel sind Teil des ersten Hauptkapitels („Germanen“ und ‘Romanen’: eine wissenschaftliche Dichotomie in der interdisziplinären Diskussion“), dem die Hauptkapitel II („Germanen“ und ‘Romanen’ in der Archäologie des Merowingerreiches“) und III („Germanische Einwanderung oder kulturelle Neuorientierung? Die Anfänge des Reihengräberhorizontes“) folgen.

Für letzteren verwirft der Autor eine ethnische Interpretation als „germanisch“ unter Verweis auf die Einbindung im cisrhenanischen spätantiken Kulturmilieu bei gleichzeitigem Fehlen von Vorläufern in der *Germania magna* (zusammenfassend: S. 787). Als Alternative bietet Fehr, der sich damit auch in die Reihe anderer Freiburger Autoren (vgl. Rez. zu S. Brather in *Trierer Zeitschrift* 67/68, 2004/05, 536-540; zu Ph. von Rummel in *Trierer Zeitschrift* 71/72, 2008/09, 502-504) einreicht,